



Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Versuch über „Herdendummheit“¹

„Schreibend gab ich mir einen Halt, wie Bergsteiger Eisenringe in den Felsen schlagen, um sich vor dem Absturz zu sichern, vor allem aber, um sich abseilen zu können. Dank meines Tagebuchs würde ich mich zu jeder beliebigen Zeit meines Lebens abseilen können.“

(Ingo Schulze: Tasso im Irrenhaus)

Gestern sah ich unseren Briefträger vorn an der Ampel. Er war Richtung Bahnhof unterwegs. Ich grüßte ihn und fragte, eigentlich eher scherzhaft gemeint, ob er mir heute etwas in meinen Briefkasten geworfen habe. „Ja, einen DIN-A4-Umschlag“ „Wahrscheinlich vom Freitag in Berlin“, sagte ich. „So genau hab ich nun doch nicht hingeschaut“, erwiderte er lächelnd. Ein Briefträger, wie er sein soll, einer, der seine Kundschaft mit Namen kennt.

¹ Diesen Begriff verdanke ich Jörg Schneider: Siehe unten mehr.

Zwischenzeitlich hatten wir Jahre lang angelernte Zusteller, für die der Begriff Briefträger nicht mehr passt. Manche schienen der deutschen Sprache nicht mächtig zu sein oder konnten nicht richtig lesen, denn sie warfen die Post einfach in irgendeinen Briefkasten und überließen die Verteilung dem Besitzer dieses Briefkastens. Mein Urbild des Briefträgers ist ein gemütlicher Mann, der noch Postbeamter war und eine richtige blaue Uniform mit dazugehöriger Mütze trug. Er ging seinem Beruf noch mit einer Umhängetasche nach und sprach mich stets mit Herr Doktor an. Das war ihm partout nicht auszureden. Als ich ihm einmal in der Sauna begegnete, war ihm das extrem unangenehm – so nackt und ohne Uniform. Wir taten in der Folgezeit so, als hätte es diese Begegnung nicht gegeben.



©Christel Stroh 2020

Meine Hirnantilope springt zu einer Geschichte von Peter Bichsel, die *Der Briefträger* betitelt ist und von einem Briefträger erzählt, der „die Post verteilte wie eine persönliche Gunst. Er – so schien es – entschied darüber, wer einen Brief bekommt, eine Postkarte, eine Mahnung oder eine Zeitung. ... Er war so etwas wie ein Götterbote. Es waren sozusagen seine eigenen Briefe – auf die er ab und zu wohlwollend verzichtete, sie wohlwollend einem glücklichen oder unglücklichen Empfänger übergab.“ Der Briefträger in Bichsels Geschichte ist ein leidenschaftlicher Leser. Er las in den Zeitungen, bevor er sie in den Briefkasten steckte, er öffnete Drucksachen und studierte die Postkarten. „Er las, er blieb stehen, er schüttelte den Kopf über einen Rechtschreibfehler, er freute sich über eine gute Nachricht, und wenn ihm eine Postkarte ganz besonders gefallen hatte, dann legte er sie nicht nur in den Briefkasten, sondern läutete, grüßte freundlich und sagte: ‚Ihrer Schwester im Tessin geht es sehr gut, sie haben wunderschönes Wetter, und sie hat sich gut erholt.‘ Hätte jemand über sein Verhalten bei der Post geklagt, er hätte wohl Schwierigkeiten bekommen und wäre wohl im Wiederholungsfall entlassen worden. Aber geklagt hat niemand. ... Das Postgeheimnis war bei ihm in guten Händen. ... Er liebte uns, und seine Schnüffelei war Anteilnahme.“

Briefträger dieser Art spielten eine wichtige Rolle im sozialen Immunsystem einer Gemeinde - vergleichbar nur mit dem Lebensmittelladen, in dem man seine Milch und sein Brot holte und in dem das Geschehen des Ortes zusammenlief. Die Postboten trugen Nachrichten durch den Ort und reichten Genesungswünsche und Grüße weiter. Sie kannten einen jeden und eine jede und kannten auch



Bild von [Herbert Aust](#) auf [Pixabay](#)

schon deren Eltern. Sie zahlten die Rente aus und wurden bei dieser Gelegenheit auf eine Tasse Kaffee in die Küche gebeten. Sie arbeiteten auf diese Weise manches weg, was die Menschen später in die Arme von Therapeuten trieb. Die grassierende Therapeutik antwortet ja auch auf die Verarmung und Verödung unserer Sozialkontakte. Ein gescheiter Briefträger alten Typs erspart Sozialarbeiter und Psychotherapeuten. Vieles wurde früher beiläufig und nebenher mit erledigt.

Auf dem ersten Spaziergang rund um den Edersee begegnete ich auf einem Waldweg einem Wellensittich. Gelb und grün fiel er mir als exotisch sofort ins Auge und ich beobachtete ihn eine Weile. Er stolzierte über den Weg und zupfte Grassamen von Halmen. Er war die Gegenwart von Menschen offenbar gewöhnt und ließ sich durch mich nicht stören. Ich riet ihm, im Winter Zuflucht in der Pension zu suchen, in der wir wohnen. Dort würde man ihm sicher ein angenehmes Winterquartier einräumen und für seine Ernährung sorgen.

Am Zeltplatz der Sportjugend hatten sich russische Männer niedergelassen und angelten. Als ich sie grüßte, erwiderte einer von ihnen mit bayrischem Akzent: „Habe die Ehre.“ Sie hatten Feuer gemacht und kochten sich eine Fischsuppe. Derweil tranken sie Bier und lachten über die bayrische Begrüßungsformel ihres Wortführers. Sie luden mich ein, ein Bier mit ihnen zu trinken. Da ich noch einen steilen Aufstieg vor mir hatte, lehnte ich dankend ab. Auf dem Heimweg sammelte ich am Wegrand Pilze ein. Ich stieß auf Steinpilze, Täublinge, Reizker, Maronen und Perlpilze. Ich musste sie nicht suchen, sondern fand sie einfach. Abends bereiteten wir uns ein famoses Pilzgericht zu.

*

*„Indem die Natur den Menschen zuließ,
hat sie viel mehr als einen Rechenfehler
begangen: ein Attentat auf sich selber.“*

(Emile Cioran)

Die Vögel singen nicht mehr. Nur das Rotkehlchen hält sich nicht an das allgemeine Verstummen und singt unermüdlich weiter. Ich vermute, es genießt den freien akustischen Raum, den es nun mit seinem Gesang füllen kann. Aus einer Wiese, die diesen Namen verdient, steigt eine Lerche auf und flattert hoch hinauf. Auf dem Feldweg springen bei jedem Schritt Grashüpfer weg. An den moosigen Waldrändern wachsen unter Eichen und Buchen Steinpilze. Ich schneide sie ab, säubere sie an Ort und Stelle und entferne die wurmigen Teile. Weil ich sie nicht den ganzen Tag mit mir herumtragen möchte, lege ich in einem hohlen Baum ein Depot an, aus dem ich sie auf dem Heimweg herausholen werde. An bestimmten

Stellen finde ich zur entsprechenden Jahreszeit seit Jahren zuverlässig einige Exemplare. Wenn man sie sorgsam erntet und darauf achtet, das Myzel, aus dem sie wachsen, nicht zu zerstören, hat man lange etwas davon. In der Luft liegt der Duft von Harz und Kamille. An einer meiner Lieblingsstellen oberhalb des Dorfes hat ein Harvester gewütet. Mittels dieser Höllenmaschinen steht der Mensch in den Natur wie in Feindesland, wie Ernst Bloch treffend formulierte. Harvester sind für mich Symbole des Krieges, den der Kapitalismus der Natur erklärt hat. Oder sollte ich besser sagen: der Industrialismus, denn im Naturbezug unterscheiden sich Kapitalismus und Sozialismus kaum oder gar nicht. Natur ist Rohstoff, der verwertet und vernutzt werden kann, egal in welcher Hand sich die Maschinen und Fabriken befinden. Im Minutentakt verwandelt der Harvester lebende Bäume in Totholz und Rohstoff für die Möbel- und Papierindustrie. Um an die Bäume heranzukommen, schlägt er Schneisen von bis zu zehn Meter Breite und reißt mit seinen gigantischen Rädern Schründe in den Boden. Tiefe Wunden werden gerissen, die die Forstleute euphemistisch „Verdrückungen“ nennen. Wo ein Harvester gewütet hat, wird im Namen von Profit und Effizienz alles Leben im Boden und darüber vernichtet. Vor dem Hintergrund der Hochwasserkatastrophe, die gerade Teile des Landes heimsucht, gewinnen die Verwüstungen, die der Harvester hier angerichtet hat, für mich eine symbolische Bedeutung.

Ein ziemlich großer schwarzer Käfer landet auf den Seiten des Buches, das ich unterwegs lese. Ernst Jünger hätte ganz sicher gewusst, um welchen Käfer es sich handelt. Ich weiß es nicht. Ich beobachte ihn eine Weile, dann puste ich ihn weg und lese weiter. Ich lese *Insomnia - Nachtgedanken* von Ivo Andrić, ein beeindruckendes Buch, auf das ich bei Gelegenheit noch einmal zurückkommen werde.²

Wir unternehmen einen Tagesausflug ins nahe Bad Wildungen. In einem Ort, durch den wir kommen, hängen an einem Haus nebeneinander Blechschilder aus den 1970er Jahren, auf denen steht: Bluna, Afri-Cola und Becht's Öl. Die meisten der sogenannten Mitmenschen, die uns in Bad Wildungen begegnen, bieten wenig Anlass zur Hoffnung, dass es anders werden könnte. Verfettete Wohlstandsbürger, denen die Dummheit aus den Gesichtern springt. Ab einem bestimmten Alter, ist jeder für sein Gesicht verantwortlich. Es ist die Art und Weise, wie einer oder eine lebt, es sind die Gedanken, die sich einer macht und sich eben nicht macht, die ein Gesicht modellieren. In diese hier hat sich das ungelebte Leben eingeschrieben. Vor der Buchhandlung des Ortes kann man im Freien einen Kaffee trinken. Ein Ehepaar mit Hund nimmt an einem der Tische Platz. Ihr vielleicht zehnjähriges Töchter-

Es ist die Art und Weise, wie einer oder eine lebt, es sind die Gedanken, die sich einer macht und sich eben nicht macht, die ein Gesicht modellieren

2 Siehe meine Besprechung in der jungen Welt: <https://www.jungewelt.de/artikel/408141.literatur-t%C3%B6dlich-wie-sauerstoffmangel.html>

chen darf sich drinnen ein Buch aussuchen, für das ein bestimmtes Budget ausgemacht worden ist. Als sie eins gefunden hat, das ihr gefällt, kommt sie innen ans Fenster und präsentiert stolz das Buch ihrer Wahl. Die Mutter versucht, sie durch die Scheibe von dem Kauf abzubringen: „Schau doch mal, ob du für dasselbe Geld nicht ein dickeres Buch findest. Mit dem hier bist du ja gleich durch.“ Was für eine Einführung in die Welt des Geistes und der Bücher! Es kommt nicht in erster Linie auf den Inhalt an, sondern auf den Umfang und die Seitenzahl. Das Preis-Leistungsverhältnis muss stimmen.

Vor einem Lokal sitzen zwei dicke Frauen und säbeln an einem Schnitzel herum. Ein paar Tische weiter sitzt eine schwarz gekleidete Frau und schimpft und flucht vor sich hin. „Was für ein Scheißdreck!“ ruft sie immer wieder aus. Wahrscheinlich hat sie recht und allen Grund. Wir ziehen uns in die Stadtkirche zurück und stehen wieder einmal staunend vor dem hölzernen Flügelaltar des Konrad von Soest aus dem Jahr 1403, der in dreizehn Bildern das Leben Jesu darstellt. Mir hat es vor allem der lesende Apostel angetan, der mit der linken Hand seine Brille festhält. Eine Brille, die jedem Hipster zur Zierde gereichen würde. Die Kirche hält den Wahnsinn draußen und bietet Stille.

*

Am nächsten Morgen gehe ich vor Tau und Tag zur Wassertretstelle im Dorf. Die Bewohner des Dorfes haben sie in Eigenarbeit errichtet und sind zu Recht stolz auf sie. Die Sonne steigt gerade hinter den Bäumen herauf. Ihr Licht fällt flach durchs Geäst. Aber es wärmt bereits. So ungefähr könnte sich Herr Kneipp eine Wassertretkur vorgestellt haben.

Am Abend setzen wir uns am Waldrand oberhalb des Dorfes auf eine Bank und sind mucksmäuschenstill. Nach ungefähr zehn Minuten tritt ein Reh aus dem Wald und beginnt, auf der Wiese vor uns zu äsen. Wir wagen es nicht, uns zu bewegen und schauen nur stumm zu. Als wir nach einer halben Stunde leise aufstehen und gehen, beginnt das Reh zu bellen und entpuppt sich als Rehbock. In der einbrechenden Dämmerung gehen wir durch den Wald ins Dorf zurück.

*

Am Tag darauf pflückt U auf dem Weg zum See am Wegesrand ein paar Blaubeeren. Es gibt große Flächen mit Blaubeerkraut, aber seit Jahren kaum mehr Früchte. Sie klettert, um an ein paar vereinzelte Früchte heranzukommen, eine Böschung hinauf. Plötzlich fällt ihr ein Feuersalamander vor die Füße. Vor Schreck über ihr Auftauchen muss er abgestürzt sein. Einen Moment bleibt er verwirrt und ein wenig benommen liegen, dann berappelt er sich und beginnt den Wiederaufstieg. U ruft mich herbei, und ich komme gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie er in einer Höhle unter einer Wurzel verschwindet.

*

Das Leben hier im Dorf ist für mich wie eine partielle Rückkehr in die Welt meiner Kindheit. Bis auf die getrimmten Rasenflächen und die SUVs in den Carports. Alte Frauen sitzen auf Schemeln im Garten und pflücken Stachelbeeren und Johannisbeeren. Abends kommt eine Nachbarin und bringt H. ein Eimerchen Johannisbeeren vorbei. Sie steht den ganzen Abend in der Küche und zupft sie ab. Man lässt hier nichts umkommen und weiß den Wert der Dinge zu schätzen. Was man nicht selbst verwerten kann, reicht man an Nachbarn weiter. H. kocht Johannisbeergelee. Am nächsten Mittag stehen in der Küche zwölf auf den Kopf gestellte Gläschen auf einem Tuch zum Abkühlen und zum luftdichten Verschließen. Als wir uns verabschieden, erhalten wir eins davon zum Geschenk. Das werden wir, wie man früher sagte, irgendwann „mit Verstand essen“ und uns dabei an diese schöne Woche am Edersee und unsere freundlichen Gastgeber erinnern. Was schreibe ich da? Eigentlich ist mir diese Redensart suspekt, seit mir meine Stiefmutter einmal ein Glas Honig schenkte, auf dessen Deckel sie die Aufforderung geschrieben hatte: „Mit Verstand essen!“ Damit war gemeint, ich solle diesen Honig nicht zum allgemeinen Gebrauch in die WG-Küche stellen oder zum Süßen von Tee verwenden oder einfach so runterschlingen. Es ist ein Terminus aus der lust- und genussfeindlichen Sprache des Protestantismus, unter dessen Ägide ich aufwuchs. Gegessen wird nun mal mit dem Mund und dem Gaumen. Essen ist etwas Sinnliches: Man steckt den Finger ins Honigglas und lutscht ihn genüsslich ab. Dass man zum und beim Essen gelegentlich auch den Verstand einschalten sollte, haben wir inzwischen neu und anders gelernt. Wenn diese Redensart also einen Sinn behalten soll, dann den, dass man bestimmte Lebensmittel mit besonderer Aufmerksamkeit essen sollte. Jetzt wäre mit beinahe das Wort achtsam herausgerutscht, das zu einem Allwelts-Wort verkommen ist, ohne das kaum noch eine Politiker-Rede oder Parteiprogramm auskommt. Seither ist es, wie auch der Begriff Nachhaltigkeit, verschlissen, entwertet und vereinnahmt.



Bild von [Henryk Nistrój](#) auf [Pixabay](#)

Am Tag nach unserer Rückkehr traf ich W in der Stadt. Er ist in meinem Alter, hat Psychologie studiert und war ehemals Teil der linken Szene. Ich meine mich zu erinnern,

dass er lange im KBW war. Viele Psychologen versuchten damals dem Verdacht des „Psychologismus“ dadurch zu begegnen, dass sie sich einem kruden Marxismus-Leninismus verschrieben, der für Subjektivität keinen Spielraum ließ und die Menschen aufs Ökonomische reduzierte. Sie begriffen sich als „Ingenieure der Seele“, als die Stalin die Schriftsteller bezeichnet hatte. Er freute sich, mich zu sehen und fragte, wie ich durch die Corona-Zeit gekommen sei und was ich von der „ganzen Sache“ hielte. Mir schwante Übles, und als ich erzählte, dass ich bereits zwei Mal geimpft sei, sah er mich mitleidig an. „Du hast dich also zur Laborratte machen lassen“, sagte er, „dann kannst du nur hoffen, dass das gut geht.“ Er erklärte mir, wie aus seiner Sicht das Virus in die Welt gekommen sei und was es damit auf sich habe. Man müsse nur die alte Leninsche Frage „Wem nützt es?“ stellen, und schon sehe man: „Die Herrschenden können jetzt machen, was sie wollen!“ Gespräche dieser Art ermüden mich schnell, weil sie zu nichts führen und letztlich sinnlos sind. Wann wäre je ein Wahn einer vernünftigen Argumentation gewichen? Es hätte mich nicht gewundert, wenn er mir noch mit dem neuesten Bullshit von Attila Hildmann gekommen wäre, das Hochwasser sei durch den Einsatz einer von den Amerikanern hergestellten Wetter-Waffe durch „Impfung“ von Wolken künstlich erzeugt worden. Man brauche Katastrophen dieser Art, um in der Bevölkerung Angst und Panik hervorzurufen und einen weiteren Notstand zu erzeugen, der den Einsatz des Militärs im Inneren und die Ausrufung eines weiteren Ausnahmezustands rechtfertigt.

Jörg Schneider, seines Zeichens Publizist und Sartiriker, hat in die Debatte über das Umsichgreifen von Verschwörungsideologien in einem Artikel für die Frankfurter Rundschau vom 11. Mai 2020 den Begriff der Herdendummheit eingeführt. In Analogie zum epidemiologischen Terminus Herdenimmunität bezeichnet er den Verblödungsgrad einer Bevölkerung, der nötig ist, um sie einigermaßen zuverlässig gegen Tatsachen, Wahrheit und Vernunft zu immunisieren. Ich fürchte, wir werden die Herdendummheit deutlich früher erreicht haben, als die Herdenimmunität im Bezug auf eine Infektion mit dem SARS-CoV-2-Virus. Der Zustand der Herdendummheit wäre einer, in dem sich die Mehrheit der Bevölkerung in einem Bewusstseinszustand befände, der sich gegen die Korrektur durch die Wirklichkeit perfekt abgedichtet hätte. Die Leute ließen sich wie ihr großes Vorbild Donald Trump durch Fakten nicht irritieren und verführen nach dem Motto: „Wenn zwischen meiner/unsere Meinung und den Tatsachen Differenzen auftreten: umso schlimmer für die Tatsachen!“ Herdendummheit entpuppt sich als denktechnisches Verhütungsmittel, das ihre Träger davor schützt, sich mit Wirklichkeit zu infizieren und von ihr aus dem Konzept bringen zu lassen.

**Herdendummheit
entpuppt sich als
denktechnisches
Verhütungsmittel, das
ihre Träger davor
schützt, sich mit
Wirklichkeit zu
infizieren und von ihr
aus dem Konzept
bringen zu lassen**

*

Zur Frage der Sinnhaftigkeit der Anordnung, dass Schüler an Grundschulen auf den Gängen und auf dem Schulhof Masken tragen müssen, erzählte mir U. folgende Geschichte. Zu Beginn einer Pause sei ihr der Erstklässler Daniel ohne Maske begegnet. Auf einem der Tische hinter ihm habe eine gelegen. „Ist das deine Maske?“ habe sie ihn gefragt. Daniel habe geantwortet: „Weiß nicht, muss mal dran riechen.“ Darauf sei er an den Tisch getreten, habe die Maske zur Nase geführt und daran geschnüffelt. „Nee, is nicht meine“, habe er dann verkündet und sei davongerannt.

*

„Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen so gründlich zu betreiben, bis alle schlechte Laune haben.“

(Matthias Politycki)

Bei der ersten flüchtigen Durchsicht der Zeitungen, die sich während meiner Abwesenheit zu Hause angesammelt haben, stieß ich auf zwei Stimmen der Vernunft, die ich doch wenigstens erwähnen möchte. Der von mir geschätzte Schriftsteller Matthias Politycki äußerte sich in der FAZ vom 17. Juli 2021 zu seinem Abschied von Deutschland, den er unter anderem mit der zunehmenden Radikalität, mit der sich jede und jeder gegen jeden und jede abgrenzt, begründet. Er habe die gewachsene Sensibilität für Spuren der Unterdrückung in der Sprache zunächst begrüßt, sei inzwischen aber erschrocken über den Furor, mit dem die sogenannte Wokeness betrieben werde. „Wenn wir so weitermachen, uns immer kleinteiliger voneinander abgrenzen, fördern wir gewiss dies oder jenes, arbeiten damit aber immer weiter an der finalen Dekonstruktion unserer Gesellschaft. Wollen wir das?“ Während der Corona-Zeit habe er, festgesetzt durch den Lockdown, die Selbstzerstörung „unserer intellektuellen Republik einmal ohne Zwischenschnitte und in voller Länge erlebt. Insbesondere den jakobinischen Eifer der Sprachreiner und wie sie mit der Umbegreifung der Begriffe eine Umwertung aller Werte vornahmen,“ Deutsch sein heiße offenbar, eine ursprünglich gute Sache so sehr ins Extrem zu treiben, bis sie ein böses Ende nimmt. In Österreich, wo er einstweilen Zuflucht suche, sei der „sprachreinigende Furor des protestantischen Nordens“ kräftig gemildert. In Wien habe er die Lust an der Sprache, die ihm in Deutschland beinahe abhanden gekommen sei, relativ schnell zurückgewonnen. Er schreibe wieder.

Der zweite Artikel, ebenfalls aus der FAZ (22. Juli 2021), stammt von Bernhard Kempen, seines Zeichens Professor für Völkerrecht an der Universität Köln. Er sieht die Freiheit der Wissenschaft in Gefahr. Allerdings sei es ausnahmsweise nicht der Staat, der sie bedrohe, sondern die Akteure des Wissenschaftssystems selber seien es, die einen schleichenden Aushöhlungsprozess in Gang gesetzt hätten. Überall werden Verbotstafeln aufgestellt und mit großen Arg-

wohn beobachtet, ob sich jemand daneben benimmt oder sich falsch ausdrückt. Und wer sich „falsch“ ausdrückt, dem droht Stigmatisierung und Ausbürgerung aus der wissenschaftlichen Community. Studierende bestehen inzwischen vielfach darauf, dass vor bestimmten Seminaren Warntafeln aufgestellt werden und bestimmte Lehrangebote mit sogenannten Trigger-Warnungen versehen werden. Bernhard Kempen beharrt dagegen darauf: „Wenn im Hörsaal über den Straftatbestand der Vergewaltigung doziert wird, ist dies auch möglich, wenn in der Zuhörerschaft eine Person sitzt, die den Tatbestand mit eigenen traumatisch nachwirkenden Erlebnissen verknüpft. Trigger-Warnungen vor unwillkommenen Lehrinhalten gehören nicht zum Pflichtkanon des Lehrpersonals. Der Student einer Universität muss damit rechnen, dass die Lehre ihn verwirrt, verstört, unangenehm berührt, dass sie sogar Wunden aufreißt. Die Universität ist kein geschützter Raum, ganz im Gegenteil, sie ist eine Risikozone.“ Es sei eine „freiheitsfeindliche Moralisierung des Freiheitsraums Universität“ zu beobachten, der mit den Mitteln des Rechts nicht beizukommen sei. „Wir können die Symptome kurieren, aber wir dringen nicht zu den Ursachen vor. Dazu braucht es einen viel weiteren Ansatz. Den müssen wir nicht erst erfinden, es gab und gibt ihn bereits, und er hat sich historisch bewährt. Er heißt ‚Aufklärung‘.“

Studierende bestehen vielfach darauf, dass vor bestimmten Seminaren Warntafeln aufgestellt werden und bestimmte Lehrangebote mit sogenannten Trigger-Warnungen versehen werden

*

In einer Seitenstraße der Fußgängerzone kniet eine junge Frau, beinahe noch ein Mädchen. Sie hat ihren Kopf über ihr Handy gesenkt. Die Szene erinnert an Skulpturen von Betenden, die in Andacht versunken sind und voll Demut den Blick gesenkt halten. Nur dass in unserem Fall ein Gerät angebetet wird, das offenbar mehr und mehr einen sakralen Status gewinnt und dass man wie eine Monstranz vor sich herträgt. Eine neue Zivilreligion hat sich etabliert: der Handyismus. Gestern stand ich vorn an der Ampel und wartete darauf, dass die Fußgängerampel auf Grün sprang. Mit mir warteten zehn andere Menschen, von denen neun ihren Blick aufs Handy gesenkt hatten. Der zehnte hatte es am Ohr und telefonierte. Ich war der einzige ohne Smartphone und kam mir vor wie ein Ketzer oder ein Deserteur, der sich unerlaubt von der Digitaltruppe entfernt hat.



Im Jahr 2020 hat die Polizei in den USA 1021 Männer und Frauen erschossen, im Jahr zuvor waren es ein paar Menschen weniger gewesen. Seit dem Jahr 2015, entnehme ich einem Artikel in der FAZ, starben durch Polizeikugeln 6400 Menschen, die Mehrzahl von diesen hatte keine weiße Hautfarbe. Im Jahr 2020 kamen fast 20.000 Menschen durch Schüsse ums Leben, hinzu kamen rund 24.000 Suizide mit Revolvern und Gewehren. Zum Vergleich: Im Jahr 2019 wurden in Deutschland vierzehn Menschen durch Polizisten erschossen. Das sind natürlich vierzehn zu viel, aber im Vergleich zu den USA doch wesentlich weniger. Die Zahl der Tötungsdelikte liegt in Deutschland jährlich im Schnitt bei 300. Das erreicht eine amerikanische Großstadt an einem verlängerten Wochenende, ganz zu schweigen von manchen Metropolen Süd- und Mittelamerikas.

Ein kleiner Nachtrag zu meinem Bericht über den schönsten Sommer meines Lebens, den ich Anfang der 1990er Jahre mit U. am Gardasee verbracht habe. In einem älteren Roman von Hanns-Josef Ortheil stieß ich unlängst auf diese Passage: „... nichts ist ja schöner als dieses erste Kennenlernen, wenn man um sein Leben erzählt, noch einmal weit ausholt und längst verloren geglaubte Geschichten wieder ausgräbt. Vielleicht, dachte ich weiter, verliebt man sich immer wieder, um sich sein Leben immer noch einmal von vorn und neu zu erzählen. ...“ Dieser italienische Sommer war jedenfalls voller Geschichten und Glück des Sich-Kennenlernens.



©Christel Stroh 2020

Den Sprüngen meiner Hirnantilope folgend habe ich heute Morgen in dem Band mit Gesprächen mit Zygmunt Bauman geblättert und stieß dabei auf folgende Passage: „Intellektuelle sind dazu da, zu beobachten, was in der Gesellschaft vor sich geht, eine Aufgabe, die weit über das beschränkte persönliche und professionelle Interesse hinausreicht. Sie sollen dem Volk ihres Landes dienen.“ Auch dann, wenn sich das empirisch antreffbare Volk sich nicht sonderlich für die Resultate ihres Denkens interessiert. Das Volk, von dem Bauman spricht, ist eher eine philosophisch-soziologische Kategorie denn eine empirisch antreffbare Realität. Manchmal kann man dem Volk nur dienen, wenn man sich gegen seine aktuelle Verfassung und sein vorherrschendes Denken stellt, wenn man das, was in seinen Köpfen vor sich geht, denn überhaupt Denken nennen kann. Bauman resümiert: „Ich wollte die Welt verbessern. Und nun bin ich mit einem Bein im Grab, und ich finde, die Welt ist nicht besser. Was bedeutet, dass meine ganze Lebensarbeit nirgendwohin führte.“ Es gehört zu seiner Größe, dass er über diese Er-

kenntnis nicht verzweifelte, sondern bis zum Schluss unermüdlich weiter dachte und analysierte und einen starken Veränderungswillen ausstrahlte.

Mir gebricht es an dieser Größe und Stärke. Ich werde gelegentlich von Verzweiflungsschüben heimgesucht und habe manchmal Mühe, den Kopf über der Wasseroberfläche zu halten. Und das nicht nur metaphorisch. Als ich vor zwei Tagen im Regen im Fluss schwamm und auf dem Rücken im Wasser lag, spürte ich plötzlich eine starke Verlockung, mit den Schwimmbewegungen aufzuhören und mich hinabziehen zu lassen. Diese Vorstellung war keineswegs mit Panik unterlegt, sondern von eher angenehmen Gefühlen begleitet. Ich empfand meine Trennung von der Welt so deutlich, dass ich den Tod als eine fast angenehme, meine Gedanken mit Befriedigung erfüllende, den Körper vollständig entspannende Perspektive ansah. Ein verdienter Schlaf nach langer unnützer Arbeit. Die Apathie dieses regnerischen Abends, die einen weiteren sinnlosen Tag halbwegs friedlich verabschiedete, um einer stillen, immer währenden Nacht zu weichen. Die Regentropfen schleuderten kleine Fontänen hoch und fielen beinahe schmerzhaft auf meine Augen. Links hockte ein Graureiher auf einem toten Ast. Er stand da im Regen - reglos und ernst wie ein Priester im Ornat. Oder wie ein Denkmal der Melancholie. Langsam trug mich die Strömung zurück zum Steg. Ich stieg hinaus, trocknete mich ab, zog mich an und fuhr mit dem Rad zurück in die Stadt.



Bild von [TheOtherKev](#) auf [Pixabay](#)

An einer Wohnungstür in unserem Haus klebt seit Wochen eine Postkarte. Auf ihr sieht man die Photographie eines Kindes, das von Kopf bis Fuß in Wollsachen eingepackt ist: Wollmütze mit Bommel, wollener Schal, Wollpullover, wollene Gamaschen. Die Photographie stammt aus der Zeit um 1900, würde ich schätzen, oder ist auf alt gemacht. Sie ist jedenfalls schwarz-weiß. Das Kind steht etwas steif neben einer kleinen Säule, auf die es seinen rechten Arm gelegt hat. Es ist eins dieser inszenierten Fotos, die von Kindern stets gefürchtet worden sind. Das Kind sieht denn auch nicht glücklich aus, sondern stellt einen eigenartigen Ernst zur Schau. Das hat der Postkarten-Designer genutzt, um die Karte mit folgendem Text zu versehen: Die Welt wäre schöner, wenn Mütter nicht stricken würden.

Gleich als ich die Karte das erste Mal an der Wohnungstür hängen sah, reagierte ich mit spontanem Unbehagen. Erst später konnte ich mein Unbehagen auch formulieren. Ist das Kind tat-

sächlich unglücklich, weil es von der Mutter oder Großmutter gestrickte Kleidungsstücke tragen muss? Es handelt sich vermutlich um ein Foto, das die Eltern des Kindes in einem Fotoatelier haben herstellen lassen. Das Kind wurde vom Fotografen zum Lächeln aufgefordert und hat es nicht zustande gebracht. Seine Angst vor der fremden Umgebung war zu groß und ließ seine Bemühungen, Freude zu zeigen, scheitern. Das Foto drückt vor allem dieses Scheitern aus.

Dann fragte ich mich weiter: Was ist besser in und an der Welt, seit Mütter nicht mehr stricken, und vor allem, für wen ist das besser? Es ist eine durch und durch konsumistische Postkarte. Sie enthält ja die Aufforderung an die Mütter, die Kinder nicht mehr mit selbstgefertigten Klamotten auszustatten, sondern die Sachen gefälligst irgendwo zu kaufen. Nichts soll mehr selbst hergestellt, alles soll zur Ware werden. Die Geschichte des Kapitalismus ist die einer permanenten Enteignung: zunächst von Grund und Boden, von Produktionsmitteln, schließlich von Fähigkeiten. Erst wenn wir nichts mehr selber können, ist das Universum von Ware und Geld komplett. Unsere gesamten Lebensbedingungen sollen unter die Kontrolle von Herrschaft und Profit gebracht werden. Das Grundmodell hat Ivan Illich so formuliert: Durst muss in Nachfrage nach Coca-Cola verwandelt werden. Eines Tages werden wir nichts mehr selber können und komplett am kapitalistischen Tropf hängen.

Die Geschichte des Kapitalismus ist die einer permanenten Enteignung: zunächst von Grund und Boden, von Produktionsmitteln, schließlich von Fähigkeiten



Piper Verlag, 160 S.,
11 €, ISBN: 978-3492274760

Birgit Vanderbekes Roman *Das lässt sich ändern* erzählt von dem Versuch, diese Enteignung zu stoppen und sich Lebensbedingungen wieder anzueignen. Adam, eine der Hauptfiguren des Romans, war „schon immer draußen“ und zieht ein Leben im Abseits einer Existenz mit Normalarbeitstag und geregelterm Einkommen vor. Er bereitet auf, was andere wegwerfen, und repariert, was kaputt gegangen ist. „Adam fand immer etwas Vernünftiges, das er der Vergänglichkeit entreißen und in eine Zukunft mitnehmen musste, die seiner festen Überzeugung nach dem heillosen Wahnsinn geweiht und ein Desaster würde, weil sie uns bis dahin so weit hätten, dass wir zu blöd zum Kartoffelschälen wären und nicht mal mehr einen Knopf würden annähen können.“ Wir sind, scheint mir, nicht mehr allzu weit davon entfernt.

Ich fragte mich: Warum hängen Leute so eine Karte an ihre Eingangstür? Sichtbar ja nach außen, für die Mitbewohner, die das Treppenhaus benutzen. Was soll das demonstrieren? Ich vermute Coolness und Hip-Sein. Sie werden die Karte für ein Dokument ihrer Kritik am Spießertum halten. Diese Kritik geht daneben, weil sie von Anpassung zeugt. Anpassung an und Unterwerfung unter die gewandelten Imperative des Kapitalismus in seinem konsumistischen

Stadium. Eine Passage aus Adornos *Minima Moralia* fiel mir ein, die sich an die Adresse jugendlicher Protestierer wendet. Sie lautet: „Mit Schrecken muss man einsehen, dass man oft früher schon, wenn man den Eltern opponierte, weil sie die Welt vertraten, insgeheim das Sprachrohr der schlechteren Welt gegen die schlechte war.“ Indem man asketische Züge, bestimmte Marotten der älteren Generation kritisierte, machte man sich zum Wegbereiter einer hedonistischen, lust- und genussorientierten Konsumkultur, die mit Sparsamkeit und Triebverzicht nichts mehr am Hut hat. All diese Haltungen stören den Massenabsatz der Waren und Dienstleistungen und müssen überwunden werden. Gefragt ist nicht länger der „asketisch produzierende Knecht“ aus der Ära der protestantischen Ethik, sondern der hemmungslos und süchtig Konsumierende. Die antiautoritäre Linke hat, ohne es zu wollen und zu ahnen, Hemmungen abgeräumt und in manchen Feldern den Weg in den Konsumismus geebnet. Insofern ist die Kritik an strickenden Müttern wohlfeil und konformistisch. Sie rennt offene Türen ein und ebnet den Weg in die Modeläden und den Online-Handel. Bei den Leuten, die hinter der Tür wohnen, an der die Karte hängt, klingelt denn auch jeden zweiten Tag ein Paketbote.

Gefragt ist nicht länger der „asketisch produzierende Knecht“ aus der Ära der protestantischen Ethik, sondern der hemmungslos und süchtig Konsumierende



Jeyaratnam Caniceus auf Pixabay

Am Morgen nachdem der Weltklimarat der Vereinten Nationen die Alarmglocken geläutet hat und noch einmal eindringlich vor den bald irreversiblen Folgen der Erderwärmung gewarnt hat, fährt einer meiner Nachbarn mit seinem soundverstärkten BMW ins Fitnessstudio. Wie jeden Tag. Ein anderer versucht einen neuen Rekord im Dauertelefonieren und Smartphone-Wischen aufzustellen. Wie jeden Tag. Am Morgen nach einem solchen Appell empfinde ich den Kontrast zwischen der objektiven Lage und dem subjektiven Bewusstsein und Verhalten der Leute besonders deutlich und schmerzhaft. Ganz abgesehen von den Hauptverursachern der nahenden Klimakatastrophe: den kapitalistischen Verhältnissen, ohne deren Beseitigung eine Rettung nicht möglich sein wird. Und mir wird wieder einmal bewusst, dass es wenig Anlass zur Hoffnung gibt. Wer will schon noch den Kapitalismus abschaffen? Selbst die Linke kämpft im laufenden Wahlkampf „für einen starken Sozialstaat“. Der Sozialstaat ist ja bekanntlich nicht die Überwindung des Kapitalismus, sondern der Versuch seiner Rettung.

„Wenn ich nicht verzweifelt bin, taue ich nichts“, las ich gerade in den Nachtgedanken von Ivo Andrić. Ich kann ihm an einem Tag wie diesem nicht widersprechen. Nachmittags sehe ich zum ersten Mal in diesem Jahr einen Eisvogel über die Lahn fliegen. Aber selbst sein leuchtendes Gefieder vermag meine melancholische Stimmung nicht aufzuhellen.



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab’ ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ 2018 im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEWerkschaftsMAGAZIN](#)